

IM HAFEN VON NOUADHIBOU

von Brigitte Uttar Kornetzky

Wir erwarten Mahid in seinem dunkelblauen Mercedes.

Unter dem baumelden Teddybären, der mich an westliche Familienverhältnisse erinnert, klebt heute ein bunter Aufkleber des mauretanischen Präsidenten, der sich vor sechs Monaten ins Amt geputscht hat. Seine drei Mütter seien schon tot, und er habe kein Geld zu heiraten, bekomme ich als Antwort auf meine Frage, wie alt er eigentlich sei. Seine Augen beginnen zu leuchten, als ich von ihm wissen will, was es denn sonst noch so in Nouadhibou anzuschauen gäbe. Familie ist offensichtlich nicht sein Thema, über Politik schweigt er sich aus. Ja, die Fischereizone, in der Trockenfisch für den Export hergestellt wird. Ich ziehe die Brauen hoch, nicke zustimmend, wir steuern in Richtung Hafen, in der wir Tage zuvor die toten Fische haben schwimmen sehen.

Wie nach einem Sturm zusammen geschoben an den Rand des Areal schälen sich die Baracken der Fischer aus dem Sand, mit zahllosen Planken und Verstrebrungen befestigt, beschwert mit allerlei Altmetallstücken, keinerlei Idee von Funktionalität ausstrahlend; doch alles scheint nach einem Plan zu funktionieren, für uns Europäer nicht gerade auf den ersten Blick erkenntlich. Ein grosser, freier Platz schliesst sich an das hintere Hafengelände. Von den Eselskarren sind nur noch wenige unterwegs, der Plastikmüll ballt sich zu komplexen Haufen namenloser, strotzender Materie, die im steifen Wind zittert. Vereinzelt laufen Männer und Frauen in irgendwelche Richtungen, aus denen ein entmutigender Gestank zurückschlägt. Ein grosser Haufen liegen gebliebenes Schuhwerk, ausschliesslich weiblicher Herkunft und Kinderschuhe, zieht meine Phantasie für Momente in Bann und in die Abgründe des Menschenschmuggels. Aufgeregt wate ich durch das Meer aus versandeten, zerschlissenen Riemen und Sohlen und losen Schnürchen und Stofflichkeiten, durch die der Sand eine Geschichte säuselt, ohne Namen, ohne Angehörige, ohne Destination und Herkunft, zappelnd im Wind. Im Hintergrund zerschneiden die Schiffswracks der Russen rostbraun das Meer. Wer hat das Schuhwerk gerade hier ausgeschüttet, warum sind die Säcke oder Kisten, in denen man sie transportiert haben muss, verschwunden, und warum verwendet man die Materialien der Schuhe nicht weiter, wie doch hier alles weiterverwertet wird? Und wo ist jeweils der zweite Schuh jenes verfluchten ersten? Woher kommen sie, unter welchen Kleidern waren sie versteckt und warum beachtet sie niemand? So europäisch, wie sie aussehen, sind sie mir bereits auf dem Markt in Nouadhibou begegnet, zwischen all dem Müll und den Früchten, als irgendwie nichts Besonderes. Ich belasse es bei den wenigen diagnostischen Versuchen, die es braucht, um meine Phantasie in Rastlosigkeit zu versetzen, und steige zurück in den wartenden Mercedes, dessen Motor bereits heiss gelaufen ist.

Am Ende des Platzes ragen schwarze Eisenteile in den Horizont. Wir nähern uns den Wracks, umfahren den grossen Platz bis zum Ende, um dann links in die nächste Ansammlung von Baracken einzubiegen, die sich wiederum neben einer grossen Mülldeponie hinzieht; welch schöne, saubere Vokabel eine Mülldeponie doch ist, unter der wir uns ein in sich geschlossenes, eingezäuntes Areal vorstellen, das regelmässig gelättet, eingestampft und mit Geruchstopper getränkt wird. Dieses Areal aber nimmt die gesamte Fläche ein, geht nahtlos über in die in regelmässigen Abständen in den Boden gerammten Pflöcke, die sich allmählich in ein Labyrinth aus gespannten Leinen, Schnüren und Seilen, und aus dem endlosen Wust flatternder Plastik und Stücken undefinierbarer Herkunft und Eigenschaft verknäulen, den ermüdenden Rhythmus weiterer Bedingungslosigkeiten fortsetzend.

Hier baumeln zum Trocknen aufgehängt, wie tonlose Windspiele, tausende und abertausende halbiertes, weissschimmernder Fischleiber in der Mittagshitze; Ständer um Ständer, auf Bauchhöhe

zusammengeschnürt. In einer zweiten Schicht werden diese auf grosse Holzsteige gelegt, lose zusammengebunden, um mit einer übergeworfenen Plastik auf den Abtransport zu warten, der je nach Händlerlaune tagelang dauern kann.

Der Gestank entbehrt jeglichen Vokabulars. Er ist erbärmlich, breitet sich auf der Zunge aus, in den Augen und Ohren. Der Wind stinkt. Meine Haut stinkt. Der Himmel stinkt. Ich drehe mich in jene Richtung, aus der dieses Übel herüber weht. Hinter den lose zusammengehaltenen Balken und Ständern mit eingestricktem Plastik, grünen Netzresten und Gegenständen zum Beschweren jeglicher Art, öffnet sich ein weiteres Feld, gesprenkelt mit dunklen Schatten den Horizont hinauf, gespenstisch gegen die Sonne, gegen die Schiffswracks, die im flachen Wasser liegen geblieben sind, Heimstadt der Kraniche, auffliegend in achter Kreisen von Deck, in Newtonringen, Silberfäden. Dosen, denke ich, aufgequollen, verzogen, verkrümmt. Die Sonne brennt bunte Sterne auf die schwarze Linse. Süssliche, funkelnde Blasenwürfe über der Trostlosigkeit der Trostlosen, in Kodakfarben; der Schrei hat eine rote Kruste.

Mein Atem vermeidet tiefer zu gehen, stockt in der Lunge, gräbt die Nasenflügel tiefer in den Schal über dem Sucher.

Aus den wimmernden, sinkenden Eingeweiden, dem Gestank unter der Erde nach Verwesung, die auf Verwesung türmt, rinnt die flache braune Hitze aus den Leibern. Flinke Vögel, Strandläufer, rennen hin und her wie ein wogender fahlgrauer Rattenschwarm, von einem Punkt zum andern, gehetzt Richtung Wasser, wo der Sand aufhört, Richtung Strand, wo das Wasser aufhört. Zwischen der Brandung von Lebendem und Totem gibt es kein Entkommen aus dieser engen Welt, die nach allen Richtungen offen ist ...

Ich schaue zu meinen Füßen hinab. Was ich zuerst als gestrandete rostige Dosen wahrnahm, identifiziert sich in abertausende von Fischköpfen, die rostbraun in der Sonne schmoren, abgetrennt von ihren Leibern, Zeugnis einer grossen Schlacht, die keiner gewann, je gewinnen wird, soweit das Auge reicht. Ich gewähre der Kamera ein erstes Schauen, beginne vor meinen Füßen, arbeite mich zum Horizont vor, gegen den Wind. Handgrosse Muschelschalen knirschen unter den Füßen, während ich mit der Kamera von einem zum andern Haufen torkle.

Am Barackenrand schwingen sich Arme in die Luft wie ausgefranzte Bänder unendlichen Rufens, lautes Knurren und Fuchteln mit unkenntlichen Gegenständen, Kinder schleichen wortlos um meine Beine, den Finger im Windschatten der mit Fliegen gespickten Nase, die in der tränenden Feuchtigkeit kleben geblieben sind; den Blick weit und gross in das schwarze Loch der Kamera gerichtet. Die Haare zu abstehenden Zöpfen geflochten, staksen in den Himmel wie das Gestrüpp der Baracken, als ich mich zu ihnen hinunter bücke, gefolgt von schwarzen Flecken, die empor hüpfen und ihre Identität in Sekunden auslöschen. Ein unmissverständlicher Aufschrei scheucht sie weg: wir sollen weitergehen, kein Filmen hier, ich verstehe, und eigentlich muss man nicht wirklich viel verstehen. Ich signalisiere Mahid, dass wir ihn nicht in Gefahr bringen wollen, wenn wir Nouadhibou verlassen haben. Der lächelt und antwortet, dass die uns nichts zu sagen hätten, zu jenen in den Fischbaracken hinüber deutend. Nur Vorsicht mit persönlichen Abbildungen, meint er. Nein, nein, ich nicke zusichernd, und konzentriere mich wieder auf die verrottenden Fischköpfe, bevor diese fliegen lernen und auf unseren Köpfen landen, drehe ich mich passend vor den Hütten zurecht. Aber alle Augen sind wachsam, auch, wenn sie uns den Rücken kehren. Ich spüre die Feldstecher des nahe gelegenen Flughafens auf uns gerichtet. Es ist Zeit zu gehen. Die knapp zwanzig Minuten Tape sind mir das Risiko nicht wert. Wer sich zu lang im Müll aufhält, wirkt verdächtig, das Gesetz der Strasse hat mich das gelehrt; und der Flughafen liegt zielgenau im Hintergrund der leeren, ausgestossenen Fischaugen, die dem wichtigsten Umschlagplatz des Drogen- und sonstigen Handels geopfert wurden, nachts, wenn die Helikopter landen und den Sand der Schlachtungen gegen die Baracken peitschen, und am Ufer die lang gezogenen Boote, überladen mit Flüchtlingen, sich an den metallischen Geruchsfäden

hinaushangeln unter dem gütigen Mond, ins offene Meer, von denen es einige schaffen, einige nicht, aus dem Land, dem jeder entkommen möchte.

Langsam steigen wir in den geparkten Mercedes und kehren diesem Ort den Rücken. Durch das Seitenfenster tauscht Mahid schnell noch ein paar Marlboro Zigaretten bar auf die Hand des Händlers mit der umgebundenen Trage. Worte und zahnloses Lachen fliegen hin und her. Darin lese ich eine Geste des Vertrauens, und rücke die Kamera zurecht. Auf der rechten Seite passieren wir eine Gruppe Männer und Frauen, die im Kreis stehend, den Fischen die Bäuche aufschneiden, um die Eier zu entnehmen, angeblich zum Versand nach Europa. Was nicht weiblich ist, verrottet elend rechts und links der Baracken. Wir flaxen hin und her, Mahid mit Worten, ich mit Augen und Kamera. Phil wittert Gefahr und will möglichst schnell weiter. Die Kamera hängt bereits am Boden. Der grosse schwarze Kerl mit Messer lacht in die Kamera, nein, das denke ich nur, das Tape zeigt den neuen Präsidenten Mauretaniens in der Windschutzscheibe. Mahid versteht meine Bedürfnisse und verlangsamt, die Frau hinter dem Kerl spricht überraschend mit mir ein freundliches Englisch. Vielleicht kommen sie von Guinee, denke ich blitzschnell, jedoch bevor ich antworten oder die Idee prüfen, ihr Gesicht betrachten kann an den Schläfen, das zwei mal zwei tätowierte Kerben aufweisen müsste, sind wir schon vorbei, in wenigen Kilometern einem weiteren Verirrten in der Staubwolke folgend zurück in die Stadt der zahllosen Geschichten und Abenteurer, der sinkenden Sonne entgegen.
